

## Das «Modell Fortschritt» hat sich nicht bewährt

***Die Journalistin Nicole Maron Ocamayta ist über die Schweizer Organisation COMUNDO in Bolivien tätig. Auf Grund ihrer Erfahrungen in der Entwicklungszusammenarbeit hat sie eine kritische Haltung gegenüber deren Voraussetzungen und Praktiken entwickelt. Sie ist jedoch davon überzeugt, dass die internationale Zusammenarbeit heute wichtiger denn je ist.***

Es besteht kein Zweifel, dass wir auf Allianzen angewiesen sind, um die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts anzugehen – die Auswirkungen von Klimawandel, Umweltzerstörung und Ressourcenknappheit werden früher oder später alle betreffen, die auf diesem Planeten leben. Angesichts dessen müssen wir dringend unsere Gewohnheiten ändern, und dies können wir nur, wenn wir uns darauf einlassen, weltweit voneinander zu lernen. Jahrzehntlang wurde davon ausgegangen, dass der Globale Norden anderen Ländern in punkto Lebens- und Arbeitsweise als Modell dienen sollte. Doch inzwischen sind Zweifel aufgekommen, denn es hat sich gezeigt: Das Modell Fortschritt hat sich nicht bewährt. Die vielgelobte «gute Lebensqualität», die wir im Norden geniessen, ist nur möglich, weil unsere Konsumgüter im Süden unter Bedingungen produziert werden, die nicht nur die Gesundheit und das Leben der an der Produktion beteiligten Menschen aufs Spiel setzen, sondern auch unwiderrufliche Schäden an Natur und Umwelt verursachen.

Das weltweite System ist von Hierarchien und Abhängigkeiten geprägt, die eine echte Zusammenarbeit schwierig machen, und auch die Entwicklungszusammenarbeit steckt bis zu einem gewissen Grad in dieser Logik fest, wenn sie die Welt in Geber- und Empfängerländer aufteilt. Auch wenn inzwischen Prinzipien wie «Zusammenarbeit auf Augenhöhe» und «gegenseitiges Lernen» zentrale Bestandteile der Leitbilder vieler EZA-Organisationen darstellen, ist es nach wie vor der Norden, der die Rahmenbedingungen der meisten Entwicklungsprojekte bestimmt. Partnerorganisationen im Süden bemerken beispielsweise immer wieder, dass die Wirkungsnachweise, wie sie die «Geberländer» fordern, klar einer «europäischen Logik» entsprechen und mit der Realität und den Zielen der «Empfängerorganisationen» oft nur schwer in Einklang zu bringen sind. Doch es geht nicht nur um Formalitäten: Auch die Entscheidung darüber, welche Projekte finanziert werden, hängt in vielen Fällen nicht in erster Linie von den Bedürfnissen im Süden ab. Die Realität zeigt, dass Partnerorganisationen sich bis zu einem gewissen Grad an die aktuellen Trendthemen in der Politik sowie im Spendenmarkt im Norden richten müssen, wenn sie weiterhin finanzielle oder personelle Unterstützung erhalten wollen.

## Wir optimieren uns zu Grunde

Im Allgemeinen wird den «Geberländern» das Recht zugesprochen, gewisse grundlegende Entscheidungen in Eigenregie zu treffen, da es sich schliesslich um ihr Geld handelt, dass da «investiert» wird. Und so lange man davon ausgeht, dass die Unterstützung von Entwicklungsprojekten ein Ausdruck von Solidarität darstellt, ist natürlich jeder Franken, der gespendet oder im Staatshaushalt dafür budgetiert wird, freiwillig und lobenswert, und der Betrag kann je nach politischer und wirtschaftlicher Situation angepasst werden. Doch wenn wir uns in Erinnerung rufen, dass die Lebens- und Arbeitsbedingungen in vielen Ländern des Globalen Südens vor allem deshalb so prekär sind, weil das globale System ein System der Ausbeutung ist, und die Lebensbedingungen im Globalen Norden vor allem deshalb so günstig, weil wir auf Kosten des Südens leben, können die so genannten Entwicklungsgelder eigentlich nicht mehr als Akt der Solidarität betrachtet werden. In Wirklichkeit sind es Kompensationszahlungen. Kompensationszahlungen für den Schaden, den wir seit Jahrhunderten anrichten, und auf Grund dessen die Welt heute so aussieht, wie sie aussieht. Und Kompensationszahlungen lassen sich, anders als solidarisches Engagement, nicht verhandeln, kürzen oder umbudgetieren.

Die Erkenntnis, dass das Fortschrittsmodell die Menschheit an den Rand des Selbstmords getrieben hat, kann eigentlich nur eine logische Konsequenz haben: das Eingeständnis, dass wir andere Modelle brauchen. Und zwar ernsthaft. Dass es nun am Norden ist, sich zu «entwickeln». Für die Personelle Entwicklungszusammenarbeit bedeutet dies in erster Linie, dass ihr Ziel nicht mehr ausschliesslich darin bestehen kann, Wissen vom Norden in den Süden zu transferieren: Eine Entwicklungszusammenarbeit, die diesen Namen auch verdient und es ernst meint mit dem gegenseitigen Lernen, kann sich nicht länger allein auf Nord-Süd-Einsätze stützen, sondern muss auch die Möglichkeit von Süd-Nord- und Süd-Süd-Einsätzen miteinbeziehen.

Ich glaube aber, dass wir noch einen Schritt weiter gehen müssen. Wenn wir nur mit Menschen zusammenarbeiten, die über ein ähnliches «Bildungsniveau» verfügen wie wir und eine ähnlich «fortschrittliche» Lebensweise pflegen, ist nicht viel gewonnen. Um einen echten Paradigmenwechsel zu erreichen, müssen wir die gewohnten Strukturen noch viel radikaler hinterfragen. Das Schlagwort der «produktiven Fremdheit» gilt selbstverständlich nicht nur für Nord-Süd-Einsätze, sondern auch für Süd-Nord- und Süd-Süd-Einsätze. Die Frage ist nur: Wie fremd ist die Perspektive eines bolivianischen Sozialarbeiters oder einer kenianischen Anwältin ihrem deutschen Pendant? Unbequem wird es erst, wenn wir uns mit der Weltsicht von jemandem auseinandersetzen, der aus einer anderen «sozialen Schicht» kommt und über ein anderes «Bildungsniveau» verfügt. Der keine Inputs auf akademischem Niveau einbringt, sondern viel Grundsätzlicheres in Frage stellt. Zum Beispiel den Anspruch des Globalen

Nordens, Arbeitsprozesse weiter zu weiter zu optimieren, um effizienter, schneller und besser zu werden. Und genau das ist im Grunde gemeint, wenn im Projektbeschreibung eines Nord-Süd-Einsatzes die Rede von «Organisationsentwicklung» ist. Doch ist das Optimierungs-Modell wirklich so bewährt, dass wir es auch noch exportieren müssen? Schliesslich führt es mit seiner Maxime, die Produktion immer weiter zu steigern, zur Zerstörung des Planeten und macht nebenbei Menschen krank: Sogar Kinder leiden in den hochgelobten Leistungsgesellschaften des Nordens auf Grund von Stress und Druck schon unter Depression und Burnout – von den Erwachsenen, die im Arbeitsleben untergehen, erst gar nicht zu reden.

### **Produktive Fremdheit mal umgekehrt**

Ja, wir haben viel zu lernen. Und ich bin überzeugt, dass viele Menschen, die in der Entwicklungszusammenarbeit tätig sind, es ernst meinen mit der Zusammenarbeit auf Augenhöhe und dem weltweiten Austausch. In diesem Zusammenhang wird jedoch gern angefügt, dass sich das Ausbildungsniveau in vielen Ländern des Globalen Südens immer mehr dem Europas angleiche und damit eine wirkliche Zusammenarbeit möglich werde. Klingt gut. Ist aber im Grunde Kolonialismus all over again. Denn dahinter steckt im Grunde nichts weiter als die alte Überzeugung, dass die Art und Weise, wie Leben, Arbeit und Ausbildung im Norden organisiert sind, die bessere ist. Die zielführendere. Die adäquatere. Doch in Wirklichkeit ist die im Norden verbreitete wissenschaftliche Weltansicht mit ihrem akademischen Modell der «formalen Bildung» nur eine von vielen Möglichkeiten, die Welt zu sehen und mit ihr in Beziehung zu treten – und zwar eine sehr beschränkte. Dennoch beharren wir, auch in der Entwicklungszusammenarbeit, insgeheim darauf, dass der Globale Süden diesbezüglich aufholen muss, will sagen: seine Kenntnisse und Denkweise «auf Stand» bringen. Über archaische Weltbilder hinwegkommen.

Wenn Politik und Wirtschaft also wieder einmal fragen, warum überhaupt noch Geld in die Entwicklungszusammenarbeit gesteckt werden soll, wenn doch der Süden inzwischen selbst über gut ausgebildete Fachkräfte verfügt, würde ich antworten: Genau deshalb. Weil inzwischen klar geworden sein sollte, dass die Weltanschauung und der Lebensstil des Globalen Nordens nicht die Erfolgsmodelle darstellen, nach dem sich die ganze Welt ausrichten sollte. Weil es Menschen aus dem Süden braucht, die in den Norden kommen, um den Röntgenblick der produktiven Fremdheit mal umgekehrt anzuwenden. Weil es an uns ist, zu lernen, und uns Zahlen und Fakten über unseren ökologischen Fussabdruck nicht wirklich erschüttern, so lange wir dessen Spur der Verwüstung nicht mit eigenen Augen gesehen haben. Wer einmal durch ein Abholzungsgebiet im Regenwald gegangen ist oder gesehen hat, wie die Kontamination einer Bergbauland Erde und Flüsse in ihrer Umgebung verfärbt, begreift nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen, dass der Aufruf

zur Veränderung mehr als nur ein Slogan ist. Denn dieser Anblick schmerzt, tief und heftig. Auch dies müssen wir vielleicht wieder lernen: Gefühle als Grundlage für unser Handeln zuzulassen.

Ich will nicht sagen, dass der Globale Norden komplett versagt und der Globale Süden alles richtig gemacht hat. Natürlich nicht. Das Ziel ist schliesslich nicht, die Weltordnung um 180 Grad zu drehen, die alten «Geber» zu den neuen «Empfängern» zu deklarieren und das selbe Machtspiel mit umgekehrten Rollen weiterzuspielen. Das Ziel ist, noch einmal: zusammen zu arbeiten, aber diesmal ernsthaft. Ohne insgeheim zu denken, «und wir wissen es doch besser.» Entwicklungszusammenarbeit ist nötig, wahrscheinlich nötiger denn je, doch es steht ein Paradigmenwechsel an. Und dies ist ein Prozess, der einiges verlangt: Zeit, um zu reifen, den Mut zur Selbstkritik und nicht zuletzt auch die finanziellen und personellen Ressourcen, um umgesetzt zu werden.

*(Gekürzt) erschienen in «Welt-Sichten», November 2019*